



## Gutshoftragödie.

Von Hans Heinrich Strätner.

Seit mehr als zwanzig Jahren war kein Handwerker mehr in das Herrenhaus gekommen. Der Kalk fiel von den Wänden, die Steine bröckelten los, und in der Täfelung der hohen Zimmer trieben die Holzwürmer ihr unheimliches Zerstörungswerk. Das oberste Gebot des Hauses hieß Stille. In der entferntesten Scheune mußte gedroschen werden. Das Hühnervolk hauste in gedeckten Ställen, so daß kaum ein Hahnenschrei herüber klang. Gegen die quakenden Frösche wurde im Frühjahr Gift in den Weiher gestreut. Kein Knecht wagte es, auf dem Hofe mit der Peitsche zu knallen oder einen lauten Fluch auszustößen. Die Mägde schlichen eilig mit den Milchweimern am Herrenhause vorbei und sahen schon zu den verhangenen Fenstern auf. Jeden Sonntag um zehn Uhr hielt der Kutscher mit dem Jagdwagen (im Winter mit dem Schlitten) vor der Freitreppe. Auf die Minute pünktlich öffnete sich die Eichentür, und der alte Güstrow, ein Mann in den sechziger Jahren, bestieg das Gefährt. Der Kutscher wußte das Ziel: den Friedhof in der Kreisstadt. Vor der Einfahrt mußte er halten. Der Herr ging dann langsam, die hohe Gestalt etwas vornübergebengt, die weißen Kieswege entlang hin nach einem Grabe, das durch dichte Wacholderbüsche den Blicken verborgen war. Dort saß er eine Stunde lang auf der Bank und startete den schlichten Granitstein an, auf dem geschrieben stand: „Katharina Güstrow. Die Liebe höret nimmer auf.“

Die Leute nannten den alten Güstrow gemütskrank oder verrückt. Er hatte das Gut einst von einem Stiftsräulein geerbt, lebte anfangs nur zur Abwechslung mal hier, da er noch ein väterliches Gut größeren Ausmaßes sein eigen nannte. Nach dem Tode seiner Frau — sie war im herblichen Blätterfall aus dem Teiche gezogen worden — verließ er den Hof nicht mehr. Wenn er nicht in dem hohen Lehnstuhl saß oder unruhig den Weg zwischen Uhr und Gewehrschrank abschritt, kramte er auf dem Boden oder in den Kumpellammern. Er faltete dort die von Motten zerfressenen Kleider seiner Frau auseinander, saß stundenlang vor ihrem eingetrahnten Hochzeitskranz, blätterte in vergilbten Alben oder betrachtete ein Kinderbild seines Sohnes, den er nach der Einlieferung

in eine Irrenanstalt nicht wiedergesehen hatte.

Uebrigens galt es als ein Glück, bei Güstrow bedienstet zu sein. Er hatte es nicht nötig, von seinem Inspektor viel aus dem Gute herauswirtschaften zu lassen. Die Knechte und Mägde erhielten zu ihrem Lohn öfters Zuwendungen in Form von Kleidern, Stoffen oder Schuhen. Die Tagelöhner durften so viele Feldfrüchte in ihre Keller ernten, wie sie brauchen konnten.

Ueber den alten Güstrow kursierten natürlich Gerüchte. Früher einmal soll er ein toller Kerl gewesen sein, der manches Pferd zuschanden ritt, den Rosspon nicht stehen und die Dirnen nicht gehen ließ. Ueber die Tragödie dieses Mannes, die ihn aus dem lebenslustigen Fahrwasser in die grabenschwere Einsamkeit gedrängt hatte, wußte keiner etwas Genaueres. Man munkelte, er habe den Tod seiner Frau und das Unglück mit seinem Sohne nicht verwinden können.

Güstrow selbst waren alle Szenen, die sich in diesen Wänden abgespielt hatten, immer gegenwärtig. Die Erinnerung verfolgte ihn wie ein Schatten und bedrückte ihn wie ein schwerer Traum. Wie oft war er sporrenklirrend in dieses Zimmer eingetreten, vom Weine gerötet und unsicher in den Beinen! Er nahm sich das Herrenrecht, dann und wann ein paar Tage in die große Kreisstadt zu fahren, eine Runde durch die Gasthäuser zu machen, die Tingeltangel des Hafens zu besuchen und ein paar blaue Lippen mit liederlichen Frauenzimmern zu verjübeln. Die stillen, vorwurfsvollen Augen seiner Frau reizten ihn mehr als ein hartes Wort zur Wut. Er schlug dann mit der Reitgerte über den Tisch oder knallte eine Base an die Wand.

Mit unheimlicher Deutlichkeit kam ihm immer wieder jener Abend ins Gedächtnis, an dem er nach einem Wortwechsel auf seine Frau eingeschlagen hatte, besinnungslos. Wer stand auf einmal in der Tür? Wer legte die schwere Jagdflinte auf ihn an? Sein Sohn, sein zwölfjähriger Junge. Die Beine zitter-

ten unter dem Nachthende wie Espenlaub, und die Arme brachten den Flintenlauf nicht hoch. Er wollte der Mutter zu Hilfe kommen und sie beschützen gegen ihn, den rohen Patron. Bis an sein Lebensende wird er den Anblick des Knaben wie eine schwere Last mit sich herumtragen. Aber damals... Drei Tage war er nicht nach Hause gekommen, hatte es toller getrieben als je...

Einmal fand er den Jungen, als er lange nach Mitternacht mit der schwankenden Petroleumlampe in das Schlafzimmer leuchtete, auf dem Bettrande sitzend. Sein Kopf war auf die Hände der Mutter gesunken und hatte Spuren von Tränen hinterlassen. Sicherlich wollte der kleine Kerl die Wunden heilen, die der Vater geschlagen...

An einem häßlichen ersten Novembertage hatte sich am Ufer des Teiches eine erschütternde Szene abgespielt, von der aber nur die alten Weiden erzählen könnten. Die Mutter war als Leiche geborgen worden. Der Knabe erwachte wieder zum Leben, aber die Zwiesprache mit dem Tode verwirrte seine Nervenfasern...

„Ob da was passiert ist, Herr Baron? Zehnte nich die Sturmlaternen am Teiche?“ — Noch liegt dem alten Güstrow die erschrodene Frage seines Kutschers im Ohre. Noch sieht er den wild nach der Stadt galoppierenden Reiter im Wagenlichterschein auftauchen. Den Zuruf verschlang der Wind.

Bis in den dämmernden, bleischweren Morgen hinein hatte er dann am Beite seines Knaben gefessen und den Fieberphantasten gelauscht: „Mama, Mama... ich mit dir... o wie kalt... Tooo... nicht allein... liebe, liebe Mutter!“

Güstrow ahnte, welche Tragödie sich zwischen zwei Menschen abgespielt hatte. Etwas zerbrach in ihm. Seinem Schmerz blieben die Tränen versagt, seiner Selbstanlage der erlösende Pistolenschuß. Die Leute mochten ihn für einen Sonderling halten, ihn verrückt nennen... Was war dabei? Er trug das Brad seines Lebens und die Scherben einstigen Glücks auf seinen Schultern und wollte nicht müde werden, bis der Tod ihn abrief.

## Zehn Jahre Faschismus.

Zehn Jahre Faschismus —  
 zehn Jahre Darben.  
 Zehn Jahre Faschismus —  
 und viele starben,  
 gemordet oder auf Inseln verbannt.  
 Den man Italiens Retter genannt,  
 er läßt sich bewundern und läßt sich bedichten,  
 hält Reden und läßt sich ein Denkmal errichten,  
 das Volk aber sank zum Sklaven herab  
 und der Sozialismus auf lange ins Grab.

Zehn Jahre Faschismus —  
 zehn Jahre Lehren.  
 Seht nach Italien  
 und lernt euch zu wehren!  
 Ringsum steht drohend die Diktatur,  
 die braune Pest pflügt die gleiche Spur.  
 Sie lauert, die sich die Retter nennen,  
 sie wollen vernichten, sie wollen brennen.  
 Holtet die Freiheit, die Einigkeit hoch,  
 uns zwingen sie nimmermehr ins Loch!

Peter P. u. f.

## Wie Tierfilme entstehen.

### Löwen als Tischgäste. — Die Kamera vergrößert Elefanten.

Bei manchen der schönen Filme, die uns die wilden Tiere in der Freiheit zeigen, hat der Betrachter das Gefühl: Diese Bilder können doch gar nicht wirklich sein. Wie kann der Photograph diese Aufnahmen gemacht haben? Aber dennoch sind sie ohne Fälschung zustande gekommen. Es sind tatsächlich wilde Tiere in der Freiheit, die wir auf der Leinwand sehen. Die Filmphotographen betonen, daß der Erfolg ihrer Arbeit zu einem großen Teil auf der angeborenen, unerzöglichen Reugier der wilden Tiere beruht. Wenn diese Tiere etwas ihnen Fremdartiges sehen, lassen sie dieses Fremde ganz nahe an sich herankommen, ohne auch nur einen Versuch zu machen, darauf loszugehen. Bei den Löwen ist diese Eigenhaft wohl am ausgeprägtesten, sie sind daher nach Aussage der Fachleute am leichtesten zu photographieren. Wenn eine Aufnahme von ihnen gemacht werden soll, müssen sie natürlich zuerst ausreichend gefüttert werden, denn wenn ein Löwe sein Futter vor der Nase hat, wird er sich kaum jemals die Mühe machen, selber auf die Jagd auszugehen.

Eine Filmexpedition sorgte an ihrer Lagerstelle dafür, daß die Löwen, die tagsüber sich im Busch aufhielten und schliefen, des Abends, wenn sie sich zum Essen einstellten, immer genügend Nahrung voranden. Meist kamen acht Löwen als regelmäßige Gäste. Ein Mann hatte nichts anderes zu tun, als für diese Löwen Antilopen, Zebras und ähnliche Tiere zu schießen. Infolgedessen fanden sich die acht Löwenstärke mit erfreulicher Pünktlichkeit ein. Den Expeditionen kommt es zu statten, daß Nordafrika, wo diese Aufnahmen vielfach gemacht werden, ja flaches Land hat, wo man gut mit dem Auto fahren kann. Auf diese Weise konnten große Strecken täglich zurückgelegt werden. Wollte man zum Beispiel eine Herde von Zebras oder Büffeln filmen, so fuhr man einfach bis zu der Stelle, wo man sie traf; es gab auf diese Weise nicht das Hindernis der Entfernung.

Die ersten Löwenaufnahmen kamen so zustande, daß die Wagen bis auf etwa zwölf Meter an die neugierig äugenden Löwen heranführten. Dann wurde Halt gemacht und ein totes Tier auf den Boden geworfen. Die Wagen fuhren nun wieder ein paar Meter zurück und

die Aufnahme wurde gedreht. Die Löwen stürzten sich auf die unerhoffte Beute und verzehrten sie, ohne sich im geringsten noch um die Wagen zu kümmern.

Von den Elefanten aufnahmen vieler Filme weiß man, daß sie nicht vollkommen echt, d. h. nicht in der Wildnis aufgenommen sind. Viele Aufnahmen wurden auf einer Elefantenfarm gemacht, und zwar von jungen Tieren. Diese Elefanten hatten alle eine Kette ums Bein, die im Film nicht sichtbar ist, weil sie in hohes Buschwerk getrieben wurden, so daß die Ketten verdeckt waren. Auch ist auf den Bildern nicht

zu sehen, daß es sich um nicht völlig ausgewachsene Elefanten handelt, da die Photographen sorgfältig darauf geachtet haben, daß auf diesen Bildern kein Gegenstand ist, den man zum Vergleich für die Größe des Elefanten heranziehen könnte. Aus diesem Grunde wurden alle großen Bäume abgehauen. Man ließ nur die kleinen stehen. Wenn also ein junger Elefant neben einem dieser Bäumchen stand, wirkte er durchaus imponierend als Elefantenriese. Das sind Täuschungen, die auf der Leinwand, die die Welt bedeutet, wohl erlaubt sind.

Wilhelm Ahlers.

### Tut, ein Wirter;

## Arbeiten um der Arbeit willen?

Einmal klabte in irgendeinem Kapitalistenblatt jemand auseinander, daß es ein „marxistischer Dreh“ sei, Menschen ohne Arbeit als Erwerbslose zu bezeichnen. Menschen ohne Arbeit seien Arbeitslose!

Da in der täglichen Umgangssprache die zwei Wörter Arbeitslosigkeit und Erwerbslosigkeit unbedenklich zur Bezeichnung eines Zustandes, eines Uebels gebraucht werden, könnte man meinen, es handle sich hier wieder einmal um eine sprachliche Haarspalterei. Wie irrig diese Annahme wäre, zeigt eine nähere Betrachtung.

Der Entdecker des „marxistischen Drehs von der Erwerbslosigkeit“ — ich weiß nicht, wie er heißt, aber er könnte ebenfogut wie anders auch „Schlaumeier“ heißen — stellt eine Tatsache heraus, die der ganzen Schlaumeierei rechterhand so lieb wie unliebsam ist, nämlich die Tatsache, daß in der kapitalistischen Welt Arbeitslosigkeit und Erwerbslosigkeit nicht gleichinhaltliche Begriffe sind! Ueber den Zustand, in den heute allein uns sechs Millionen Menschen geraten sind, sagt „Arbeitslosigkeit“ nur die Hälfte von dem aus, was „Erwerbslosigkeit“ auslegt! Und die Kapitalisten wollen und können — (d. h., das „Können“ haben sie erst noch zu beweisen!) — eben auch nur die eine Hälfte des üblen Zustandes beseitigen, die Hälfte nämlich, von der das Wort „Arbeitslosigkeit“ auslegt!

„Arbeitslosigkeit“ heißt: ohne Arbeit.

„Erwerbslos“ heißt: ohne Arbeit und ohne Verdienst — ohne Arbeitsverdienst!

Nun sind unsere Kapitalisten doch noch stets lieber Arbeitgeber als Verdienstgeber gewesen — man stelle sich vor: Verdienstgeberverband . . . — deshalb ist für sie das Problem: die Arbeitslosigkeit, deshalb ist für sie der Mensch ohne Arbeit ein Arbeitsloser und deshalb ist für sie Erwerbslosigkeit ein „marxistischer Dreh“!

Arbeitsdienst? — Ja!

Arbeitsverdienst? — Also, da wären wir schon wieder mal bei der Lohnfrage angelangt . . .

Das ist der öde Materialismus der Marxisten, nie können sie vom Arbeiten reden, ohne nicht sofort auch aufs Verdienen zu kommen . . .

Welch eine hohe, edle Auffassung von der Arbeit haben im Gegensatz zu den marxistischen Sozialisten doch die nationalen „Sozialisten“! Sie predigen und fördern die Liebe zur Arbeit, sie haben vor, dem Volke das Arbeiten um der Arbeit willen beizubringen, sie schaffen eine neue, nationale Arbeitsethik!

Nanu also! — Aber . . .

Aber was ist in einer kapitalistischen Gesellschaftsordnung gleich welchen Stadiums das „Arbeiten um der Arbeit willen“? Es ist das zur sittlichen Forderung erhobene Verlangen der

Arbeitgeber, die Lohnfrage zu einer Nebenfrage zu machen!

Demgegenüber stellen wir die Forderung nach der Befreiung der Arbeit! Diese erstreben, erklämpfen wir, weil einzig nur durch sie die Arbeit zu ihrem höchsten Wert und Sinn gelangen kann.

Was ist uns heute die Arbeit?

Eine schon für Millionen nicht mehr vorhandene Gelegenheit, uns durchs Leben zu fristen, unerträglich herabgewürdigt durch die Profitgier des Kapitalismus

Was sie uns sein könnte, werden soll und werden wird, das hat wohl schon jeder von uns gefühlt, erlebt!

Ich weiß von vielen wie von mir vor Zeiten: Wochen, Tagen, Stunden, an denen in einem sang und klang das Hohelied der Arbeit! Jemande kleine Freude, eine helle Gemütsstimmung ließ uns alles Bedrückende, Demüthende vergessen, oder: ein jähes Kraftgefühl überkam uns, oder: eine höhere Notwendigkeit gab unserer Arbeit plötzlich einen höheren Sinn — — —

Bei, die Maschinen rasten nicht schnell genug! Schnellere, schneller, schiebe alles in uns! Die Häufte am Hebel, standen wir, Stahl unter Stahl, Blut unter Blut, Kraft unter Kräften, Beherrscher über Beherrschtem . . .

Die Stunden verflogen, wir bestanden!

Die Stunden verflogen, wir bestanden . . .

Wir rissen Baugrund auf. Die Sonne brannte. Der Schweiß zog breite Rinnen über die verstaubte Haut. Schaufel um Schaufel Erde federte über den Rand. Die Spitzhaden schwirren durch die Luft, brachen tief ein in den Boden, Broden um Broden lösend — hei! Sonne oder Regen? Schweiß oder Kälte? — Uns hatte die Arbeit!

Die Stunden verflogen, wir bestanden . . .

Was wäre da alles noch zu erzählen!

Frägt sie, die schaffenden Menschen! Laßt sie ihre Erinnerungen vor euch ausbreiten! Alle wissen sie von solchen Zeiten zu erzählen, alle.

Aber dann, bei einem plötzlich, beim anderen langsam, erstarb das. Aus ebenso bösen, wie begreiflichen Gründen.

Da standen mit einem Male in dem Werk Leute neben einem, maßen die Leistungen, notierten sie, machten sie zur Norm, kürzten den Lohn, zwangen den schwächeren, den abgerackerten, den alten Kollegen dieselben Leistungen ab — aus.

Draußen, auf dem Bau redte man sich einmal gerade, Lust zu schöpfen, schon duckte einen einer mit lauten, harten, ungerechten Worten — aus.

Oder, man sah einmal von seiner Arbeit auf und der Blick fiel auf einen abgearbeiteten, erbarmungslos- ausgepowerten Menschen und

dann stieg vor einem visionär das Bild der eigenen Zukunft auf — aus.

Oder das Gepeinert der Erwerbslosigkeit schleicht durch den Betrieb — aus.

Ach, und was ist sonst noch alles, das abwürgt, entmutigt, verbittert, müde macht! Einmal ist unweigerlich alles aus.

Um solcher Arbeit willen arbeiten?  
Rein — nein — tausendmal nein!

Unfrei werden, gejagt, gehegt sein? Und stets am Rande hinleben, am Elendsrande?

Rein — nein — tausendmal nein!

Befreit die Arbeit, gebt ihr Wert und Sinn! Wer will, kann uns mühelos verstehen, wer uns versteht, kann uns nicht beschimpfen und belächeln! Er muß begreifen, daß der Kampf um Lohn und soziale Verbesserungen kein ober, „marxistischer Materialismus“ ist, sondern der einzige Weg, die Arbeit zu erlösen, zu entseufeln, freizumachen für höhere, höchste Aufgaben! Haben wir das erreicht, dann wird das freischaffende Volk gigantische Leistungen vollbringen, die der Welt ein neues, schöneres Gesicht geben werden. Dann wird sittliche Forderung sein: Arbeiten, um des Menschen, um der Menschheit willen!

### An die Adresse der Männer!

Feierabend. Der Mann kommt heim, wäscht sich, isst, trinkt und greift nach der Zeitung. Rasch saugt sich das Gehirn voll von politischen Neuigkeiten. Das drückt und drängt — das muß raus! Da muß mit jemandem darüber gesprochen werden!

„Du, Frau! Ich geh mal bloß auf einen Sprung zu Richard!“ — — —

Und dann geht bei „Richard“ ein endloser Gedankenaustausch vor sich. „Weißt du, dem Klinger, dem halben Nazi, dem werde ich morgen diese Vorfälle mal klarmachen! Der wollte mir doch nie glauben daß es so und nicht anders kommen würde...“

Bestimmt kommt also morgen der Klinger an die Reihe und übermorgen ein anderer — und so geht das exzessiv roge weiter. Nur zu Hause, im eigenen Bereich, da wird nicht diskutiert! Die Frau? — „Das versteht sie ja doch nicht...“

Das versteht sie nicht? — Warum nicht? — Man müßte es ihr nur verständlich machen! —

Aber da liegt das Hässchen im Gewürz! Man hat nämlich versäumt, die Frau zu belehren. Man müßte der Frau nämlich erst eine mehr oder weniger große Menge der elementarsten politischen Begriffe beibringen, ehe ein besseres Verständnis zu erwarten wäre, und davor haben sehr, sehr viele Genossen eine besondere Scheu!

Es ist sooo langweilig. „Selbstverständliches“ einfach zu sagen!

Da die Frau aber mit leeren Begriffen nichts anfangen kann — versteht sie „es“ nicht. Hannah Süd.

### Störche.

Einer, der die Tiere liebt und ein empfindliches Herz für die Natur besitzt, hat viel Zeit daran gewandt, Störche zu beobachten und hat darüber ein hochinteressantes Buch geschrieben. Mancher wird vielleicht sagen: ein ganzes Buch über den Storch, was kann schon daran so interessant sein! Nun, das heißt etwas vorschnell genurteilt. Sicher ist der Storch sehr volkstümlich, man weiß von ihm, daß er in manchen Gegenden auf Dächern sein Nest baut — aber was weiß man sonst von ihm, von

## Die „Teufelsinseln“ der Millionäre.

Sie gehen freiwillig in die Verbannung. — Luxuriöse Einsamkeit. — Ihre Arbeiter werden brotlos.

Man ist an extravaganten Angelegenheiten im Lande der unbegrenzten Möglichkeiten allerlei gewohnt. Es sei nur an das tagelange Baumstigen vor einigen Jahren erinnert, das bekanntlich sogar einige Todesopfer forderte, wenn die ermüdeten Refordjäger von hohen Bäumen hinunterfielen.

Die Zeitverhältnisse haben es mit sich gebracht, daß die Geschmacksrichtung sich etwas geändert hat, ohne freilich an Ansturm im geringsten eingebüßt zu haben. Der letzte „Schrei“ heißt: „Unbewohnte Inseln“. Voller Staunen liest man in zahlreichen Zeitungen an der Pazifikküste große Inserate, in denen nicht bewohnte, möglichst winzige Inseln mitten im Großen Ozean zu hohen Preisen zu mieten gesucht werden. Es sind bereits phantastisch hohe Mietkontrakte abgeschlossen, so daß die Maffer ein neues lohnendes Betätigungsfeld wittern, das nur dadurch seinen ganz großen Umfang annehmen kann, daß die Objekte, eben die kleinen unbewohnten Inseln, nicht übermäßig reichlich gesät sind und eine Fabrikation am tausenden Band unmöglich ist.

Die „Einsamkeitskrankheit“, die der Nachfrage nach den unbewohnten Inseln zugrunde liegt, begann mit dem plötzlichen Rückzug eines bekannten Multimillionärs aus dem gesellschaftlichen Leben und seiner Auswanderung auf eine ganz kleine, völlig einsame Insel, Hunderte von Meilen von der Pazifikküste entfernt. Der Betreffende feierte seinen Abschied von der Gesellschaft mit einem Riesensest, von dem die Blätter wochenlang berichteten und das mehr als 50.000 Dollars verschlungen haben soll. Mit seiner Luxushacht fuhr er dann in sein freiwilliges Exil, nicht ohne sich vorher dort eine herrliche Villa erbaut zu haben. Seit fast einem Jahr haust er nun dort und hat das Festland bisher noch nicht wieder betreten. Wohl aber lädt er sich von Zeit zu Zeit seine Freunde ein und feiert in seiner Einsamkeit rauschende Feste, die sogar von den Berichterstattern der großen Zeitungen beschildert werden. Vor kurzem hat er einen Zeitungskorrespondenten eine Woche bei sich zu Gast gehabt und die begeistertsten Berichte dieses Mannes über das Wohnen bei seinem Gastgeber waren die unmittelbare Ursache dafür, daß zahlreiche Millionäre der amerikanischen Westküste sich veranlaßt sehen, sich eine „einsame Inseltribüne“ zuzulegen. Aber nicht nur reiche Bankiers und Industrielle mit ihren Familien sind von dieser Menschenwüste erfaßt worden, auch Filmstars, besonders weiblichen Geschlechts, fühlen sich bemüht, sich dieser Krankheit zu widmen und vor einigen Wochen hat eine bekannte Filmstarpeterin, deren Vertrag ohnehin nicht erneuert wurde, unter Kieftantam den Auszug aus der verderbten Zivilisation in die einsame Natur vollzogen

Allem Anschein nach dürfte der Einsamkeitsdrang jedoch nicht von allzu langer Dauer sein. Denn schon hört man, daß ein bekannter Varietés-Unternehmer, der ebenfalls eine unbewohnte Insel erworben und sich dort angebaut hatte, um, wie er vor einigen Monaten verkündet ließ, sein Leben dort zu beschließen, unvermutet wieder in Los Angeles aufgetaucht ist. In einem Interview erklärte er, seine lieben Mitbürger doch nicht ganz entbehren zu können. Fortan werde er sich nur noch für einige Monate auf sein einsames Besitztum zurückziehen. Der Urheber des „einsamen Inselstums“ freilich, der erwähnte Millionär, ließ durch seinen Gast ausdrücklich erklären, er beabsichtige, seine Tage in der Einsamkeit zu beschließen.

In den Zeitungen wird der Einsamkeitsdrang der oberen Hundert der amerikanischen Westküste (merkwürdigerweise sind die Multimillionäre des Ostens, insbesondere von New York, von der Krankheit bisher nicht erfaßt worden), natürlich ausführlich kommentiert. Die Angelegenheit ist insofern für die Allgemeinheit von besonderem unmittelbarem Interesse, als manche der Flüchtlinge aus dem Gesellschaftsleben tatsächlich ihre ungeheuren Vermögen im Begriffe sind zu liquidieren und dadurch in einem Falle Tausende von Arbeitern brotlos zu werden drohen. Hier zeigt sich wieder einmal das kapitalistische System in seiner ganzen Brutalität. Für eine verrückte Idee eines Millionärs müssen Tausende von Arbeitern hungern. In einem andern Falle hat die Familie des menschlichen Millionärs, der seine Riesenbesitzungen verkleuderte, ihn entmündigen und in ein Irrenhaus sperren lassen. Ueberhaupt hat die Einsamkeitskrankheit in zahlreichen bekannten Familien Zwistigkeiten hineingetragen, da in den meisten Fällen die Frauen und Kinder sich nicht damit abfinden können, für den Rest ihres Lebens auf eine unbewohnte Insel überzusiedeln. Es schweben auch bereits einige Prozesse in diesem Zusammenhang.

Die Nachfrage nach unbewohnten Inseln geht ununterbrochen weiter, die Architekten und Bauunternehmer sind nicht zum wenigsten die Nutznießer, da in allen Fällen mit teilweise enormen Mitteln die Inseln den Ansprüchen entsprechend bewohnbar gemacht werden müssen. So entstehen auf einigen Inseln feenhaft schöne Wohnkomplexe, die von dem Streben nach Abkehr von der Zivilisation nicht viel erkennen lassen, zumal die meisten einen Stab von Angestellten mit sich nehmen, deren Familien natürlich auch untergebracht werden müssen. Das ganze ist eben, von ganz wenigen Ausnahmen abgesehen, doch nichts anderes als eine Marotte der „Oberen Hundert“, die in nicht allzu langer Zeit von einer anderen abgelöst werden wird. R. Geste.

seinen Wohnhebeln, von seinem Leben überhaupt? Es ist recht wenig. Und noch weniger weiß man, daß es neben unserem alten Freund „Albedar“, dem weißen Storch, auch einen Beter von ihm gibt, den ich warzen Storch, der ein ganz einzigartiger Vogel ist. Dieser schwarze Storch ist ein gar prächtiges Geschöpf und von ihm kann gesagt werden, das kein anderer Vogel unserer Fauna so leuchtende und schillernde Farben in seinem Kleide hat als er. In unseren Gebieten ist er nicht zu finden oder sicher nur höchst selten. Wahrscheinlich hat er auch hier einmal gelebt, aber mit rohem Griff

hat hier und anderswo der Mensch diese köstliche Vogelart ausgerottet. Er ist heute nur noch in den großen Waldgebieten im Osten Deutschlands anzutreffen. Ja auch dort macht man die Wahrnehmung, daß dieser heimlichste Bewohner vor dem Lärm der Menschen immer tiefer und weiter in die Wälder zurückweicht und an Zahl abnimmt. Im Osten Deutschlands mit seinem Reichtum an Seen, Sümpfen und feuchten Wiesen, aber auch mit der Abgeschiedenheit seiner alten urwaldgleichen Forste findet dieser seltsame Vogel die notwendigen Lebensbedingungen. Der schwarze Storch lebt im Innern

der Wälder und auch er ist ein Zugvogel. Auf Bäumen baut er seinen Nest, auf den er alljährlich neue Schichten aufstodt, so daß bei alten Waldforsthorsten das angeammelte Reisig oft eine ganze Wagenladung ausmacht. Das Buch nun, das sich mit dem Storch beschäftigt, heißt: „Storch. Erlebnisse mit dem schwarzen und weißen Storch.“ Verlag Dietrich Reimer (Ernst Vohsen), Berlin. Preis geb. M. 4.80. Verfasser ist Forst Siewert, ein im Walde lebender deutscher Forstmann, der über eine umfassende zoologische und tierpsychologische Vorbildung verfügt. Jahrelang hat er seine Beobachtungen fortgesetzt und unendliche Mühe angewendet, um eine lückenlose Darstellung des Lebens der Störche vom Nestbau bis zum Brutgeschäft, von der Aufzucht der Jungen bis zum Verlassen des Horstes geben zu können. Seine Schilderungen zeugen von einer tiefen Einfühlung in die Tierseele und die sonderbaren Erlebnisse und Abenteuer, die er bei seinen Beobachtungen machte, weiß er anschaulich und spannend zu erzählen. Ganz hervorragende Beschreibungen der Tierphotographie sind die in dem Buche enthaltenen achtzig ganzseitigen Bilder, die den Text auf das wirkungsvollste ergänzen.

### Was mancher nicht weiß.

In der Form, in der wir heute das Klavier kennen, nämlich als Hammerklavier, ist es etwa zweihundert Jahre alt. Vor dem Hammerklavier hatte man das Klaviford, dessen Saiten von einem flachen Messingstift angeschlagen wurden, und außerdem das Klavizymbal, auf dem die Töne durch Rabenfedern hervorgebracht wurden, die beim Anschlag der Tasten die Saiten schlugen und gleich darauf wieder losließen. Das Hammerklavier findet man im Jahre 1711 zuerst erwähnt, und als sein Erfinder wird der Italiener Cristofori genannt. Das von Cristofori konstruierte Klavier nannte man „Gravicembalo col piano e forte“, ein Name, der andeutete, daß man mit diesem Instrument schwache und kräftige Töne hervorbringen könne und der später in verkürzter Form zum Pianoforte wurde. Noch heute sind einige dieser ersten von Cristofori konstruierten Hammerklaviere erhalten.

Künstliche und doch echte Perlen werden erzielt, indem man Austeru fischt und die Schalen so weit öffnet, damit man ein winziges Körnchen, gewöhnliches Porzellan, einschleiben kann. Dann wird die Auster auf die Austerbank zurückgebracht und erzeugt allmählich eine Perle. Die Chinesen haben ein ähnliches Verfahren. Sie fischen eine bestimmte Muschelart und zwingen winzige metallene Buddhafiguren durch den Spalt, die sich dann mit wirklichem Perlmutter überziehen und verkauft werden.

Die englische Jugend auf dem Lande huldigt mit Eifer dem Sport, hoch zu Gefel einen gewaltigen Puff-Ball, aus Leder verfertigt, hin und her zu stoßen. Der Sport erregt die größte Begeisterung aller jugendlichen Teilnehmer.

In New York werden täglich etwa sechs Millionen Briefe durch die Rohrpost versandt. Jeder Bülinder fahrt etwas sechshundert Briefe.

Vor einigen Jahren wurde für eine Möbelausstellung ein Kollpult angefertigt, das dreißigtausend Schubladen hatte. Es war mit Tausenden von großen und kleinen Perlmutterstücken eingelegt.

Die neuen Londoner Autobusse bieten Platz für 63 Personen, da man die Verdeckplätze über dem Platz des Fahrers angebaut hat.

Im vergangenen Jahre haben in Deutschland drei junge Mädchen unter zwanzig sich mit Männern über siebzig verheiratet, eine Siebzehnjährige heiratete einen Sechszundsechzigjährigen, ein zweiundzwanzigjähriger Jüngling hatte eine sechzigjährige Braut erwählt, und ein junger Mann von achtundzwanzig Jahren tat sich mit einer siebzigjährigen Frau zusammen.

Ein großer Teil der schweren Verbrechen wird in England von jungen Leuten zwischen siebzehn und fünfundzwanzig Jahren begangen.

In den letzten zwölf Monaten sind in Paris 27.000 Menschen als vermist gemeldet worden, während in New York die Zahl der Vermissten nur 25.000 betrug.

Unter tausend Säuglingen gibt es etwa zehn Zwillingspaare.

### — Weiteres. —

Der Millionär hatte sich seit dreizehn Jahren keinen neuen Mantel gekauft. Nicht ihm, aber seiner Frau war das Ding zu schön. Sie mochte mit ihrem Mann nicht mehr so ausgehen. Unter dem Vorwand, daß ein außerordentlicher Gelegenheitskauf zu machen sei, lotste sie ihren Mann in ein Pelzgeschäft, und es kam, wie sie vermutet hatte: für sechzig Mark kaufte der Alte einen Gehpelz, der in Wirklichkeit achthundert kostete. Den Rest bezahlte sie hinterrücks.

Am Tage danach ging der Alte schon wieder mit seinem schönen Feszen aus. „Aber Mann“, fragte die unglückliche Gattin, „warum ziehst du denn deinen schönen Pelz nicht an?“ — „Denk dir, Kind, mit dem hab' ich ein enormes Geschäft gemacht. Ein Freund auf der Börse hat ihn mir für bare hundert Mark abgekauft.“ („Uff.“)

Zwei Frauen sitzen im Abteil, die eine mit drei Kindern, die einen furchtbaren Radau machen. Die andere Frau beklagt sich darüber. Da senkt die erste Frau: „Glauben Sie, ich habe noch mehr auszuhalten als Sie. Der Fritz hat vorhin unsere Villetts zerrissen, das Mädchen hat ein Fenster im Coupé nebenan eingeschlagen, ich habe mein Portemonnaie zu Hause gelassen, und außerdem sitzen wir im verkehrten Zug.“ („Rebelspalter.“)

„Also wirklich, mein Freund, man merkt dir genau an, daß du kein Junggeselle mehr bist: Du hast niemals mehr Löcher in den Strümpfen!“ — „Ja, weißt du, das war das erste, was ich bei meiner Frau lernen mußte: Strümpfe zu stopfen.“ („Bart Dem.“)

„Halt! Sagen Sie mal, wie kommen Sie dazu, so durch die Straßen zu rasen?“ — „Die Bremse funktioniert nicht, Herr Wachtmeister, und da dachte ich, ich will lieber schnell nach Hause fahren, ehe ein Unglück passiert!“ („Berl. Ill. Zig.“)

Stoll kam mit drei Koffern auf dem Bahnhof an. „Träger, Ihr Tarif?“ — „Das erste Stück fünfzig Pfennig, jedes weitere zwanzig.“ — „Schön. Den ersten Koffer trage ich selber. Sie nehmen die zwei anderen.“ („Lise.“)

„Könnte ich vielleicht Samstag frei haben, Herr Kröger? Ich soll meiner Frau beim Großreinemachen helfen.“ — „Nein, Behmann, Samstag ist ganz unmöglich.“ — „Danke sehr, Herr Kröger! Ich wußte ja, daß ich mich auf Sie verlassen kann.“ („Berl. Ill. Zig.“)

Kießling hat etwas gegen die Aerzte. Wo er nur kann, hängt er ihnen eine Boßheit an. Neulich las er in der Zeitung, daß ein Arzt mit seinem Auto jemanden überfahren habe. Kießling stieß die Luft durch die Nase und meinte bissig: „Natürlich! Jetzt haben diese Medizinmänner nicht einmal mehr genug an ihren wehrlosen Patienten. Jetzt bringen sie sogar wildfremde Menschen um!“

(„Wahrer Jacob.“)

## Schach-Ecke.

Alle Zuschriften und Anfragen an Gen. Wenzel Scharoch, Zwettznig Nr. 65 bei Teplitz-Schbna.

Allen Anfragen ist Retourmarke beizulegen.

### Schachaufgabe Nr. 108.

Von Genossen Josef Ohna, Postomitz. Schwarz: Kd5; De8; Le7, d7; Sb8; Bd4, e5 (7).



Weiß: Kd3; De8; Tf6; Lf8; Se4; Bb5 (6).

Matt in 2 Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an Wenzel Scharoch, Zwettznig, einzusenden.

### Lösungszug zu Nr. 105: Sg4-e3!

Richtige Lösungen konnten nachfolgende Genossen ein: Walter Ludwig, Robel Franz, Michel Rudolf, Schmied Ferdinand, alle aus Knittau; Ohna Josef, Postomitz; Fritsch Anton und Dicle Josef, Markersdorf; Schwarz Raimund und Kropf Josef, Klostergrab; Häbler Anton, Türmitz; Reimert Julius, Postomitz; Bentele Wilhelm, Arnsdorf bei Teplitz; Dinnebierr Emil, Teplitz; Bräuer Benno, Langenau; Willmann Arny, Zublau bei Neu-Oberberg; Wenzel Adolf, Arnsdorf bei Oaida; Gottfried Hans und Wifidil Hans, Pölschen; Misdorf Adolf, Tschau; Hilgarth Herrmann, Neu-Wistritz; Qual Adolf, Wistritz; Albert Rudolf, Prosseditz; Seltmacher Artur, Zwettznig.

### Schachsektionsgebildung in Teplitz.

Trotz der großen Wirtschaftsknot gelang es den Genossen von Teplitz im Arbeiter-Turn-Verein eine Schachpartie zu gründen. Bei der Konstituierung wurde Genosse Dinnebierr Emil, Teplitz, Heldenstraße 1656, zum Spartenleiter gewählt, an den auch alle Zuschriften zu richten sind. Spielabend jeden Mittwoch abend 8 Uhr im Turnheim.

### Schachwettkämpfe.

Die Schachsektion Judmanteil trug am 16. Oktober einen Wettkampf gegen die tschechischen Schachgenossen des D. I. J. Judmanteil aus. Nach schönem Kampfe konnten die tschechischen Genossen den Kampf, der auf 11 Brettern ausgetragen wurde, mit 6½ : 4½ Punkten für sich entscheiden.

Die Schachsektion Arbeslau spielte am 23. Oktober gegen Arbeiter-Schachklub Wistritz in Arbeslau. Leider konnten von Wistritz nur 7 Genossen teilnehmen. Mit 3½ : 3½ Punkten schieden die Gegner voneinander, gewiß ein schöner Erfolg der jungen Arbeslauer Sparte, insbesondere, da sie an den ersten 3 Brettern die Siege holten. Das Retourspiel findet am 18. November um 2 Uhr nachmittags in Wistritz, „Landhaus“, statt.